

Die Sicherung der Kunstdenkmäler im Kriege

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 49

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Kathedrale von St. Quentin vor dem Brande.

Sie zur Freiheit eingingen. Ich glaube es fast. Das letzte Vieblein sagt es mir. Wann werde ich die „Lieder eines Freien“ lesen dürfen? . . .“ Die Sonne war weitergeglitten, ihre Strahlen erfreuten den nächsten armen Gefangenen. Aber Martin war es, als scheine sie noch in seine Zelle.

Das frohe Gefühl, das ihn begleitet, seit er die ersten Linien geschrieben, verließ ihn nicht mehr.

Hate hatte recht, er hatte sich freigeschrieben. Er hatte den langen Kampf beendet, den er schon gekämpft, als er sich noch glücklich glaubte. Er war unterlegen. Im Unterliegen aber siegte er, das erkannte er jetzt. Was ihn gebunden, war verflattert. Er hatte sich, während er schrieb, losgemacht von einer Liebe, die längst ein Schemen war, an der das Band, das ihn mit seiner Jugend, seiner Kindheit, mit Wald und Feld verwob, das stärkste war. Nun war das Band zerrissen und stauend fühlte er, daß er in Freiheit atmete.

Reich und immer neu quoll es empor. Das Werden wollte nicht enden. Er freute sich auf jeden neuen Morgen, der ihm neue Freude brachte.

Und eines Tages hielt Hate ein weißes Paket in ihren schmalen Händen. Es fiel ein Heft aus den Hüllen. „Lieder eines Freien“ stand auf der ersten Seite. „Hate gewidmet.“

Da glänzten Hates Augen so, daß ihr weißes Gesicht ausah, als sei es in Glüd getaucht.

— Ende. —

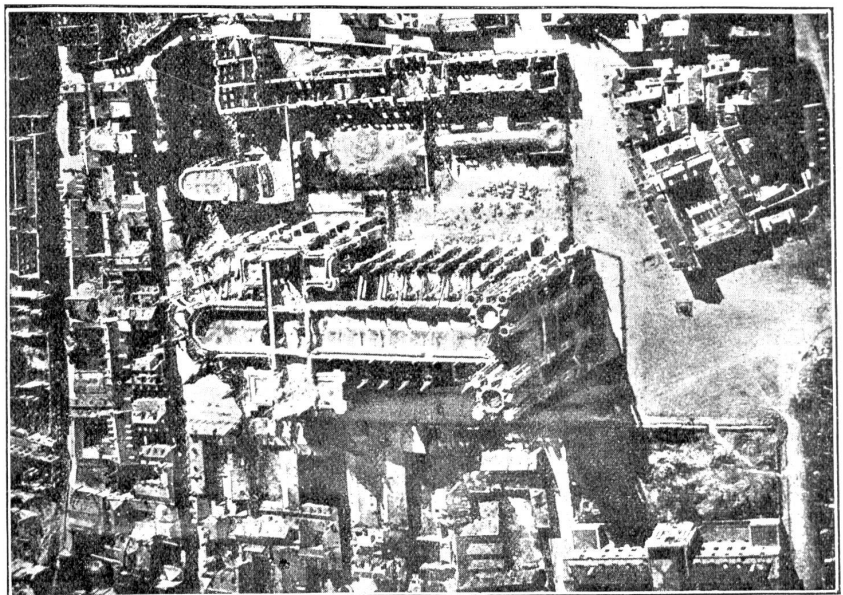
Die Sicherung der Kunstdenkmäler im Kriege.

Nach einer französischen Schätzung, die noch vor der großen Verschiebung im Frühjahr 1917 geschah, waren allein an der Westfront schon 3500 Kirchen beschädigt oder zerstört. Heute dürften es noch einige Hundert mehr sein. Fliegerphotographien lassen die Landschaft, auf die das Trommelfeuer schwerer Granaten seit Jahren hämmert, wie eine Mondlandschaft erscheinen. In den Granattrichterfeldern heben sich deutlich weiße Flecken ab: das sind die Stellen, wo einst Dörfer gestanden; heute sind es Müsteneien, jeder Stein zerklöpft und in Stücke zermalmt. — Die zerstörten Weiler und Einzelhöfe zählen schon nach Zehntausenden. Gleichweise sind Tausende von Hektaren Wälder abgerastert und durch Granaten umgepflügt worden, sind Felder, Weinberge, Gärten, Alleen zerstampft, zerrührt, ausgerottet.

Kein Wunder, wenn angesichts dieser Tatsache die Nachrichten von zerstörten Kunstdenkmälern, von zerschossenen Kathedrales, Schlössern und Rathhäusern kaum mehr als Sensation empfunden werden. Die Gefühle der Zeitungsleser sind eben durch die Jahre dauernde Einwirkung der Kriegs- und Greuelnachrichten abgestumpft worden. Was in Friedenszeiten dem primitivsten Menschen als absurd und undenkbar erschien, daß ein Bauwerk, an dem Jahrhunderte und Tausende von Menschen gearbeitet, an dem Architekten, Künstler und Handwerksmeister mit stiller Liebe geschafft und gewerkt haben, daß eine Kathedrale wie die von Reims oder St. Quentin oder eine Tuchhalle von Ypern

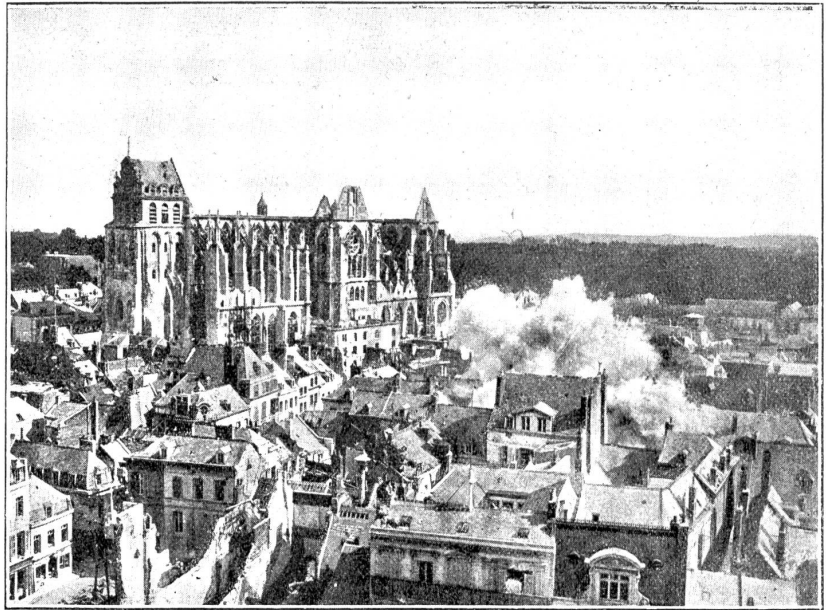
von Kanonenkugeln mit Willen und Wissen der Menschen zerstört oder beschädigt werden könnte, was vorher undenkbar erschien, ist heute zur fast selbstverständlichen Tatsache geworden und kann höchstens die Leute von ausgeprägtem Sinn für Kunst und Geschichte aufregen.

Wir begreifen die Menschen, die sich für den Schutz des Kunstwerkes nicht begeistern können, solange das Menschenleben noch nicht geschützt ist. Vor allem begreifen wir



Die Kathedrale von Reims in ihrem gegenwärtigen Zustande.

die Kämpfenden, die rücksichtslos das Höchste aufs Spiel setzen, um ihr eigenes Leben zu erhalten. Wir glauben, daß die Deutschen im Recht waren, wenn sie am verhängnisvollen 19. September 1914 die Reims' Kathedrale beschossen, auf dessen Nordturm sie Beobachtungsposten zu erkennen glaubten; damals gerieten ein Bauwerk und infolgedessen das Holzwerk im Innern der Kirche in Brand, wodurch zwar schwerer, aber nicht unheilbarer Schaden am Bildwerk der Fassade und am Portal entstand. Unsere Abbildung auf nebenstehender Seite, die von einem deutschen Flieger nach der erneuten Beschießung vom 21./22. Februar 1915 aufgenommen wurde, läßt übrigens erkennen, daß das Gebäude in seiner Grundlage noch unverfehrt ist. Aber ganz abgesehen davon, ob die Kathedrale ernsthaft und für alle Zeiten geschädigt wurde, die Streitfrage nach dem Schuldigen scheint uns eine müßige zu sein. Gewiß können sich die Deutschen, die auf dem einen Turm „zwei gerade und eine krumme Stange“ feststellten, getäuscht haben; zum mindesten in der Schlußfolgerung, daß diese Stangen zu einem französischen Beobachtungsposten gehört hätten. Aber waren sie in der Lage, die Wahrheit einwandfrei festzustellen, und hatten sie überhaupt das Recht, daran zu zweifeln, daß die Feinde nicht alle, auch die völkerrechtlich verbotenen Möglichkeiten, ihnen zu schaden, ausnützen werden. Seit die Deutschen das Wort „Not kennt kein Gebot“ als obersten Kriegsgrundsatz aufgestellt hatten, kann von Völkerrecht, kann von Rücksichten auf das Kunstwerk nicht mehr die Rede sein. Ganz ohne Zweifel würden die Franzosen ihrerseits auch den Kölner Dom nicht schonen, wenn ihn je ihre Kanonen erreichten, und selbstverständlich würden ihn auch die Deutschen nicht schonen, wenn ihn die Franzosen als Beobachtungsposten mißbrauchten. Die Kathedrale in St. Quentin und die in Laon sind Beispiele für den Fall, daß ein Kriegsführender sogar die Kunstwerke des eigenen Landes nicht schont. Im Frühling und im Sommer dieses Jahres kamen durch das Vordringen der

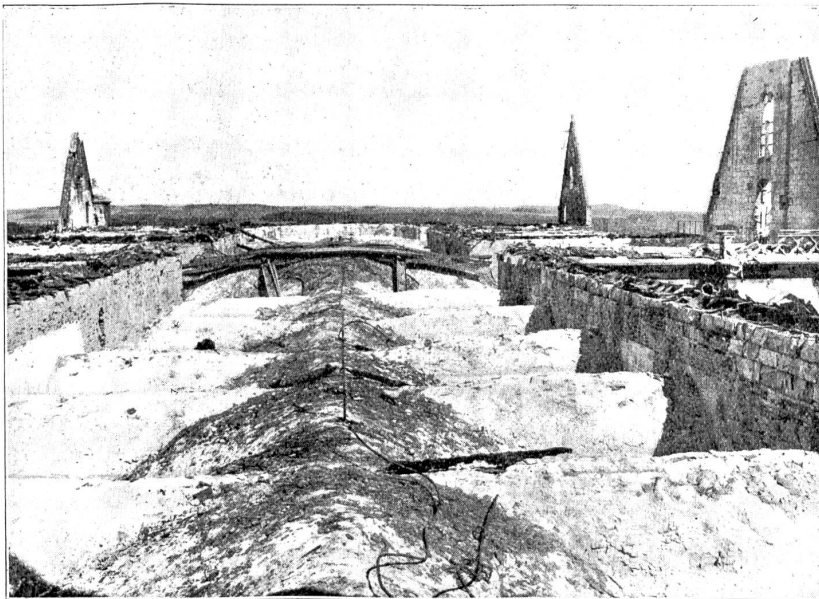


Die Kathedrale von St. Quentin nach dem Brande. Die durchlöchernten Häuserdächer zeigen deutlich die Wirkungen einschlagender Geschosse. Die Deutschen werden aber kaum auf die eigenen Leute schießen, die bekanntlich die Stadt besetzt halten.

Franzosen die Städte St. Quentin und Laon in die Feuerzone; ihre stolzen gotischen Kathedralen liegen heute sozusagen in Trümmer; die von St. Quentin wurde am 13. August, nachdem sie schon im April heftig beschossen worden war, das Opfer eines Brandes; etwa 3000 Schüsse, auf die innere Stadt abgegeben, setzten unter anderem das Pfarrhaus in Brand, von dem das Feuer auf die Kathedrale übersprang. Unsere Abbildungen zeigen das Bauwerk vor und nach dem Brande. Der Anblick der heutigen Ruine mit den in die Luft starrenden Giebelmauern, der Trümmerwüste des Daches und der arg zerschundenen Fassaden schneidet in die Seele.

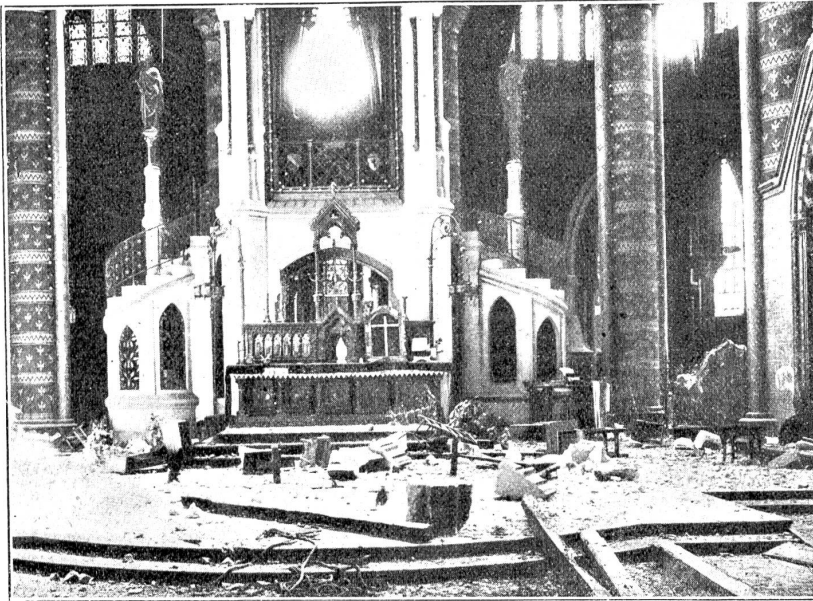
Absoluter und strikter Schutz der Kunstdenkmäler im Kriege ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Erfahrung dieser drei Kriegsjahre lehrt, daß die uneingeschränkste und rücksichtsloseste Methode der Kriegsführung den größten Erfolg hat. Diese Erkenntnis bleibt nicht Monopol der einen Partei; sie wird auf der ganzen Linie hüben und drüben ausgenutzt. Das Völkerrecht, sobald es dieser absoluten Kriegsmethode den Weg vertritt, hört auf zu existieren. Der Ueberfall Belgiens, der Unterseebootskrieg, die Torpedierung der *Louitania*, des englischen Hospitalschiffes im Kanal, der Baralong-Fall sind nur einige wenige der unzähligen Beispiele, die diese Tatsache belegen.

Darum stehen wir dem Vorschlage, es möchten die bedeutungsvollsten Kunstwerke durch internationale Vereinbarung geschützt werden, feistlich gegenüber. Wir finden diesen Vorschlag ausführlich dargelegt und begründet in einer Broschüre, die letzter Tage erschienen ist.^{*)} Der Verfasser, Prof. Vetter in Bern, stellt hier in Unterstützung



Das Dach der Kathedrale von St. Quentin nach dem Brande.

^{*)} „Friede dem Kunstwerk!“ Zwischenstaatliche Sicherung der Kunstdenkmäler im Kriege als Weg zum künftigen dauerhaften Frieden. Von Ferdinand Vetter, Professor an der Universität Bern. Kleine Ausgabe mit 7 Abbildungen. Von W. Trüb, Olten.



Der Hochaltar der Kathedrale von St. Quentin. An den herabgefallenen Pfeilerstücken usw. kann man deutlich erkennen, daß die Zerstörungen nicht durch menschliche Hände, d. h. also durch die in der Stadt befindlichen Deutschen angerichtet sein können.

und Ergänzung der Vorschläge von Cornelius Gurlitt und E. Zittelmann und gestützt auf Art. 27 der Beschlüsse der II. Haager Konferenz folgende Sätze auf: 1. Die kriegsführenden Staaten werden eingeladen, anzuerkennen, daß keine kirchlichen oder der Kunst und der Wissenschaft geweihten Gebäude zu militärischen Zwecken verwendet werden dürfen. 2. Diese Gebäude und Denkmäler sollen durch ein Zeichen (Goldenes Kreuz oder Goldener Stern) kenntlich gemacht werden; sie und ihre Umgebung müßten durch Maßnahmen gesichert sein. 3. Die Integrität dieser Schongebiete soll durch einen Beauftragten eines neutralen Staates überwacht werden. 4. Eine internationale Kommission soll die zu schützenden Kunstobjekte bezeichnen. — Es ist von den Verfechtern dieses Gedankens also ein neues internationales Institut im Sinne des Roten Kreuzes und des Roten Sternes in Aussicht genommen. Der Sitz ist Bern zugebach.

Wir stehen der Sache, wie gesagt, mit Zweifel gegenüber. Einmal deshalb, weil sie in der Hauptsache von Deutschen verfochten wird. Nicht, daß an der guten Absicht dieser Männer zu zweifeln wäre. Aber man stelle sich die Gefühle der Franzosen diesen schönen Ideen der deutschen Professoren gegenüber vor: Im Herzen die fürchtbare Wunde, das Bewußtsein, daß mitten im schönsten Frankreich eine Wüste liegt, durch den Feind verursacht, der zuerst internationale Verträge (Belgien) bricht; dieser Feind macht eine schöne Geste, nimmt sich des kleinen Restes der in Nordfrankreich stehen gebliebenen Kirchen und Denkmäler an in dem Momente, da sein militärischer Sieg und die Niederlage und Demütigung des Gegners ihm gesichert erscheinen: Nein, von dieser Seite ist nach unserm Empfinden kein Verständnis für den „Goldenen Stern“ zu erwarten. Wer logisch denken kann und kein Heuchler ist, muß das begreifen. Man stelle sich nur die Situation als auf der Gegenseite liegend vor: mitten durch die Rheingegend zieht sich ein Wüstenstreifen, in dem die ehemaligen Dörfer noch als helle Flecken, die Städte als Trümmerhaufen erkenntlich sind, in dem das Grün verschwunden und die Erde das Aussehen einer heulenden Leiche hat. Niemand wird behaupten können, daß in diesem Falle in Deutschland großes Interesse für ein neu zu schaffendes internationales Bureau in Bern zu finden wäre.

Zweitens setzt — da doch für diesen Krieg das Unter-

nehmen als aussichtslos erscheint — die projektierte Neugründung den Glauben an spätere neue Kriege voraus. Dieser Glaube ist absurd, wenn er auch — wir geben es zu — seine Gründe durchaus der Wirklichkeit entnimmt. Aber uns scheint, er sei aus einem abgrundtiefen Pessimismus heraus geboren, den zu bekämpfen die heiligste Pflicht des Gegenwartsmenschen ist. Denn nur der Glaube an den Krieg hat diesen Krieg möglich gemacht und wird die künftigen möglich machen.

Wenn wir also unsere Zweifel nicht unterdrücken können und wollen, so möchten wir doch andererseits nicht unterlassen, zu betonen, daß der Appell: „Friede dem Kunstwerke!“ die Unterstützung zum mindesten der Neutralen verdient. Diese Unterstützung kann zwar im gegenwärtigen Kriege nur eine moralische sein. Wir können unsere Sympathien aussprechen allen den Bestrebungen derjenigen Kriegführenden, die vermöge ihrer besseren Einsicht oder ihrer besseren Kriegslage instande sind, der Pflege der Kunstdenkmäler ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Wir betrachten es durchaus als Verdienst des deutschen Volkes, daß es seinen schon im Frieden sich anerzogenen Respekt für das Kunstwerk auch im Krieg befestigt. Beispiele hierfür sind uns wohl bekannt. Die Deutschen sind bekanntlich die fleißigsten Kunsthistoriker. Ihr Sinn für Sammlung und Pflege der Kunstschätze ließ ihnen das Ordnen und Verwalten der in Feindesland angetroffenen Gemälde- und Skulpturen- und Antiquitäten-Sammlungen zur angenehmen Pflicht werden. Die deutsche Gründlichkeit hat in Belgien und Nordfrankreich Staunenswertes geleistet in dieser Hinsicht. Wir haben ein Buch vor uns, das hierfür nur ein kleines Beispiel ist. Es enthält auf Groß-Oktav-Format, in muster-gültiger Ausführung, 89 Reproduktionen von Werken eines französischen Meisters*) der Rokoko-Zeit, die von den Deutschen durch Wegnahme aus St. Quentin und Unterbringung in Maubeuge in Sicherheit gebracht wurden. Ein deutscher Gelehrter, in Uniform wohl, schrieb dazu einen sehr gediegenen deutschen Text. Gewiß haben die Herausgeber die Besitzer der Gemäldesammlung nicht um die Reproduktionserlaubnis angefragt, und darum dürfen sie auch nicht auf die Anerkennung der Franzosen rechnen. Aus diesem Grunde erübrigte die Bosheit des Vorwortes; auch die etwas demonstrative Aufschrift: „Herausgegeben von einem deutschen Reserveforps“, können wir nicht als zur Sache der Kunst gehörig betrachten. Abgesehen davon aber verdient das Vorgehen der Deutschen in der Kunstpflege Nachahmung, und ganz sicher wird die deutsche Fremdherrschaft für Frankreichs Kunst in dieser Hinsicht nur gute Folgen haben. H. B.

Der Simelifestock.

Ganze zwei Stunden patzchen wir schon im nassen Fels, um uns Rebel . . . in uns —

„Was glaubst, Heus? glückt's uns wohl heut?“

Ohne Besinnen weiter, keuchend an glattem Felsbuael hinauf in die plattengeäderte Mulde . . . Hand in Hand stehen wir oben am Grat.

Im Simelifestock — endlich frei. Beidseitig fallen die Felsflanken steil ab — hier ins Tenn — da ins Ochsental.

*) La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV. 89 Nachbildungen von Kunstwerken in St. Quentin. Mit einer Einführung und biographischen Anmerkung von Hermann Erhard. 2. Auflage. Korpsverlagsbuchhandlung, Bapaume. Im Buchhandel bei R. Piper & Co., Verlag, München.